

# Sklaverei

## Inhalt

Weltgeschichte der Sklaverei .....	1
Sklaverei - Noch immer geleugnet.....	4
Zwischen Sklaverei und christlicher Ethnogenese .....	7
Noch nie gab es so viele Sklaven wie heute .....	10
Links .....	14

## Weltgeschichte der Sklaverei

Von Egon Flaig

Verlag C. H. Beck, München 2009, 238 Seiten, ISBN: 978-3-406-58450-3, € 12,95, Seite 174-178.

### Europäische Menschenkäufer. Sklavenhandel als Geschäft



Die europäischen Partner handelten zunächst in staatlichem Auftrag oder waren als staatlich geförderte <Compagnien> organisiert, was notwendig war wegen der hohen Anfangsinvestitionen. Doch zwischen 1690 und 1730 verloren die Compagnien ihre Bedeutung; der Sklavenhandel wurde privat; jeder Kapitän agierte eigenständig. Aber darum mussten die Kapitäne das <Coasting> durchführen, was bedeutete, monatelang die Küste entlang zu segeln, von einer Stelle zur anderen. Niederländische Schiffe verweilten im 18. Jh. durchschnittlich 200 Tage, und kauften durchschnittlich zwei Sklaven pro Tag. Die lange Verweildauer stärkte die Verhandlungsmacht der afrikanischen Verkäufer, denn die Schiffe mussten Lebensmittel und Wasser einkaufen.<sup>1</sup>

Die Europäer bezahlten ihren Einkauf keineswegs mit Tand oder minderwertiger Ware, sondern mit einem breiten Sortiment hochwertiger Güter: Mit Kaurimuscheln, Silbermünzen, Waffen, mit europäischen Stoffen und indischen Textilien, mit Perlen und mit schwedischen Eisenbarren. Ab 1670 stiegen die Preise kontinuierlich. In Wydah (Dahomey) kostete um 1730 ein Sklave 25 Gewehre oder 40 Leinenballen, um 1750 kostete er

40 Gewehre, bzw. 70 Ballen. In der Karibik verkauften die Kapitäne um 1680 einen Sklaven durchschnittlich für 18 engl. Pfund, 1740 für 34 Pfund, 1790 für 68 Pfund, und 1806 bis 1810 für 82 Pfund. Bis 1800 waren Textilien die wichtigsten Produkte, sie stellten 50% des insgesamt gelieferten Warenwertes; es waren beste indische oder europäische Erzeugnisse. Die

<sup>1</sup> Meissner/Mücke/Weber, 2008, S. 53 f., 55, 58 u. 60; Wirz, 1984 S. 79f.; Pétré-Grenouilleau, 2004, S. 74 f.

Einfuhren Dahomeys von 1747 bis 1797, als das Königreich pro Jahr durchschnittlich 4500 Sklaven verkaufte, betrug: Konsumgüter (Tabak, Schnaps, Textilien) 77%, Zahlungsmittel (Kaurimuscheln) 21%, Gewehre und Schießpulver 0,5%, Metalle 1%; ähnlich verhielt es sich in Senegambien. Auffällig ist die hohe Zahl der gelieferten Gewehre, um 1730 waren es jährlich 180.000, in der Zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwischen 283.000 und 394.000. Ein Großteil dieser Gewehre ging nach Bonny (Bucht von Biafra); dort erhandelte man für sechs oder mehr Gewehre je einen Sklaven (um 1790). Josef Inikori spricht von einem Gewehr-Sklaven-Zyklus: Die Afrikaner kauften Gewehre, um noch mehr Sklaven zu machen, um noch mehr Gewehre zu kaufen usw.; denn die größeren Schiffe setzten in dieser Zeitspanne durchschnittlich 1.286 Gewehre in der Bucht von Biafra ab, in Senegambien nur 864 und in Dahomey bloß 216. Diese These ist inzwischen widerlegt: Man benutzte nämlich in weiten Teilen Afrikas bis tief ins 19. Jh. fast nie Gewehre, um Sklaven zu erbeuten. Schnell operierende Reiterverbände gebrauchten blanke Waffen, keine Gewehre; als Fernwaffen blieben die Giftpfeile viel gefährlicher. Die militärische Stärke des Yorubastaates Oyo stützte sich auf die Schlagkraft seiner Reiter und Bogenschützen; weiter nördlich waren Angriffsoperationen vollständig auf das Pferd angewiesen. Daraus folgt, dass es keinen Zyklus Gewehr-Sklaven gab, im Gegensatz zum Zyklus Pferd-Sklaven in der Savannen-Region. Wozu dann aber die etwa 19 Millionen importierten Gewehre? Überwiegend dienten sie den großen Versklaverstaaten als Statusdemonstration für ihre militärischen Apparate, vor allem bei Festen. Ferner taugten sie hervorragend, um Städte und befestigte Dörfer zu verteidigen; und dieser defensive militärische Gebrauch der Musketen war politisch entscheidend: Diese Waffe half staatlichen Gebilden, sich gegen mächtige Nachbarn zu behaupten. Solche Staaten überlebten länger; nicht verwunderlich also, dass die Hauptimporteure von Gewehren zu den größten Lieferanten von Sklaven gehörten.<sup>2</sup>

Dieser Handel, in welchem versklavende Afrikaner ihre afrikanischen Opfer an europäische Kapitäne verkauften, war mitnichten ein <ungleicher Tausch> und schon gar keine <Ausbeutung>. Es wurden keine Äquivalente getauscht - also Güter, die denselben Weltmarktpreis hatten -, sondern Lokalwerte, die aus verschiedenen Kulturen - d.h. Märkten - stammten und an der Schnittstelle politisch verhandelt wurden. Die afrikanischen Herrscher konnten sehr wohl vergleichen und taten das. Keine Seite war von der anderen abhängig. Asymmetrisch wurde dieser Tausch erst auf der globalen Ebene der historischen Entwicklungschancen, weil der Import von Menschen, die man beliebig gebrauchen kann, die Ressourcen der importierenden Seite unverhältnismäßig steigert.

Die Überfahrt nach Amerika war gefürchtet; sie dauerte auf der Strecke Angola-Brasilien 30 bis 40 Tage, von Guinea zur Karibik zwei Monate. Die Sklavenschiffe waren mit etwa 200 Tonnen erheblich kleiner als übliche Frachter, benötigten aber mindestens die doppelte Mannschaftstärke; sie transportierten jeweils rund 300 Sklaven. Es starben insgesamt etwa 15% der Verschleppten bei der Überfahrt, anfangs durchschnittlich 20%, im 18. Jahrhundert anfangs 15%, um 1750 noch 10%, um 1800 noch 8%. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bedeutete jeder gestorbene Sklave eine durchschnittliche Einbuße von 0,67% des Gewinns; starben mehr als 15% lohnte das Unternehmen kaum noch. Da jedem Sklaven unter Deck nur etwa 0,5 m<sup>2</sup> zustand, zwang man sie, sich tagsüber an Deck zu bewegen, sogar zu tanzen, ferner zu täglichem Waschen und Mundpflege. Für alle Verschleppten war die Überfahrt ein tiefer biographischer Einschnitt, welcher ihnen jegliche Hoffnung auf Heimkehr raubte, und ein weiteres traumatisches Ereignis, welches ihre frühere Identität entwertete und sie gefügiger machte, eine neue anzunehmen.

Die Todesrate war - im Vergleich mit anderen Transporten - nicht sehr hoch; sie «lag im 18. Jahrhundert nicht über jener, die bei transatlantischen Truppen- oder Sträflingstransporten ermittelt worden ist». Die Sklavenschiffe transportierten allerdings überwiegend junge, gesunde Männer. Maßgeblich war einerseits, wie lange die Überfahrt dauerte, andererseits, aus welchen Regionen die Sklaven stammten, denn sie waren auf unterschiedlichste Weise epidemiologisch anfällig. Die Tropenkrankheiten sind auch der Grund für einen weiteren Um-

---

<sup>2</sup> Meissner/Mücke/Weber, 2008, S.66; Wirz, 1984, S. 84-86; Pétré-Grenouilleau, 2004, S. 396-415; J. Thornton, Warfare in Atlantic Africa, 1500-1800, London 1999, S. 139f., 150f.

stand: die höchste Sterberate auf Sklavenschiffen traf nämlich die europäischen Seeleute; auf französischen Transportern des 18. Jahrhunderts betrug sie durchschnittlich 15%, auf englischen oft 25%. Besonders gefährlich waren die Liegezeiten vor der afrikanischen Küste; hierbei verloren mehrere Liverpoolscher Transporter um 1770 etwa 45% ihrer Mannschaften. Aus diesem Grunde benötigten die Sklaventransporter, obwohl sie so klein waren, dermaßen viele Matrosen. Die Kapitäne erhielten 2-5% Provision und waren - unter finanziellen Gesichtspunkten - eher daran interessiert, dass Sklaven überlebten als Matrosen.

Die Gewinne im Sklavenhandel waren hoch, aber nicht so exorbitant wie früher angenommen. Das Geschäft war nicht nur langwierig, denn das eingesetzte Kapital amortisierte sich erst nach sechs bis sieben Jahren, sondern auch risikoreich. Ein Sklavenschiff auszurüsten dauerte mehrere Monate; die Zusammenstellung der Waren erforderte genaue Kenntnis der jeweiligen Küsten, der dortigen Moden und Vorlieben; eine Ladung kostete um 200 000 Livres, wovon die Hälfte aus Textilien bestand, indischen wie europäischen. Die Anfahrt dauerte 3 bis 4 Monate; dann begann das nervenraubende <Coasting> - das Schiff musste eine Stelle nach der anderen anlaufen, um Sklaven einzutauschen, das dauerte durchschnittlich 5 bis 6 Monate; daran schloss sich die Überfahrt über den Atlantik, so dass der Verkauf der Sklaven ein Jahr nach der Ausfahrt beginnen konnte. Es galt schnell zu verkaufen, aber an möglichst viele Anbieter, um gute Preise zu erzielen; die Einkäufer zahlten meist 25 % in bar, und die Restsumme im Laufe der kommenden drei Jahre. Danach begann die Rückfahrt, dabei fuhren 1/3 der Transporter leer, weil sie meist ungeeignet waren, um Produkte der Plantagenzonen zu befördern. Nach 15 bis 18 Monaten trafen sie im Heimathafen ein. Doch die Eintreibung der noch ausstehenden Summen konnte weitere vier Jahre dauern, so dass die Ausschüttung der Gewinne sechs Jahre nach der Ausfahrt des Schiffes stattfinden konnte. Natürlich gab es dabei oft hohe Verluste.<sup>3</sup>



Dass wir ohne Sklaverei leben, ist nicht selbstverständlich. Dieser Zustand ist historisch errungen und kann wieder verloren gehen. Die Anzahl der in Unfreiheit geratenden Menschen steigt täglich; damit drohen die Menschenrechte zu wertlosem Papier zu werden. Dieses Buch

zeigt, was hier auf dem Spiele steht. Es schildert, worin Sklaverei bestand und wie sie sich in unterschiedlichsten Kulturen gestaltete; es erklärt, wie Lieferzonen für den Sklavenexport entstanden, warum das Versklaven in diesen Zonen schlimmere Folgen hatte als Sklavenhandel und Sklavenhaltung, ferner wie Sklaverei und Rassismus zusammenhängen und schließlich welche Mühe es gekostet hat, dieses System weltweit abzuschaffen.

Egon Flaig hat den Lehrstuhl für Alte Geschichte an der Universität Rostock inne.

<sup>3</sup> Meissner/Mücke/Weber, 2008, S. 73 f., 76, 80-84.

## **Sklaverei - Noch immer geleugnet**

*Von Egon Flaig*

*SZ vom 23.06.2004*

Einer der bis heute fortbestehenden Skandale der Menschheitsgeschichte ist die Sklaverei: noch immer sind viele Millionen versklavt. Der Versuch, die UN zu bewegen, die Sklaverei als Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu erklären, ist bisher gescheitert.

Der Widerstand hat auch seinen materiellen Grund - man fürchtet ungeahnte Regressforderungen. Der Historiker Egon Flaig, der an der Universität Greifswald Alte Geschichte lehrt, beschreibt die Entwicklung und die heutige Situation, nicht zuletzt die (späte) positive Rolle Europas, aber auch die verheerende der islamischen Länder.

Eine UN-Kommission hat 1999 die Anzahl der Menschen, die unter sklavenähnlichen Bedingungen arbeiten, auf über 20 Millionen geschätzt.

Die Situation ist heute nicht besser. Nicht bloß ökonomische Zwangslagen sind daran schuld, sondern regelrechte Sklavenjagd: Im Sudan führt das islamistische Regime mit Hilfe arabischer Milizen seit Jahrzehnten einen rassistischen Krieg gegen schwarzafrikanische Stämme.

Was gegenwärtig im Darfur geschieht, hat sich über Jahrzehnte im Süden des Sudan ereignet, wo massenhafte Versklavungen dazu dienten, den Widerstand zu brechen; allein in den Nuba-Bergen sind seit 1985 über 25.000 Frauen und Kinder versklavt worden.

Seit 1995 haben christliche Hilfsorganisationen über 20.000 Schwarzafrikaner aus der muslimischen Sklaverei freigekauft. In seinem neuen Buch über die Sklaverei weist Christian Delacampe („Die Geschichte der Sklaverei“, Winkler Verlag 2004) darauf hin, dass vor allem in arabischen Ländern (Mauretanien, Jemen, Saudi-Arabien, Sudan) die Sklaverei - trotz offizieller Abschaffung - nicht verschwunden ist.

Bei diesem Thema steht viel auf dem Spiel. 2001 hat die französische Nationalversammlung die Sklaverei zum Verbrechen gegen die Menschlichkeit erklärt. Israel, Kuba und der Senegal bemühen sich seit langem um eine entsprechende Erklärung der UN-Menschenrechtskommission.

Kommt sie, dann wird eine Flut von Reparationsforderungen auf jene Staaten zurollen, die in die Versklavung, in den Sklavenhandel und in die Sklavenhaltung verwickelt waren.

Dabei spielt der afrikanische Kontinent – genauer: Schwarzafrika – als das Hauptopfer der Sklaverei seit 1.200 Jahren die Hauptrolle. Doch an wen wäre zu zahlen? Sollen die Entschädigungen an die Nachkommen jener Stämme gezahlt werden, die jahrhundertlang ihre Nachbarn versklavten, die Versklavten verkauften und darum prosperierten? Die Eliten heutiger afrikanischer Staaten stammen nicht zum geringsten aus eben solchen Siegerstämmen.

### **Riesige Reichtümer**

Und wer soll zahlen? Jene europäischen Länder, deren Angehörige vor einigen Jahrhunderten an der westafrikanischen Küste Millionen von Versklavten kauften, um sie über den Atlantik zu verschiffen? Oder jene islamischen Länder, die arabischen Händlern die afrikanischen Sklaven abkauften? Sollen auch die Sklavenjäger bezahlen? Dann müssten sich einige Staaten der nördlichen Sahel-Zone, aber auch die Staaten des Maghreb, sowie Ägypten und der Sudan auf riesige Forderungen gefasst machen.

Doch warum nur Afrika? Im Mittelalter importierte die muslimische Welt große Sklavenmengen auch aus Südeuropa und der südrussischen Steppe. Wer hat sie gezahlt? Wer zahlt dafür? Und wieso im Mittelalter aufhören? Wird das heutige Italien sich für das sklavistische

System zu verantworten haben, welches die Römer vor 2.200 Jahren in Italien errichteten, mit Sklaven aus dem Balkan, Kleinasien, Nordafrika, Frankreich und Spanien?

Oder wird das heutige Griechenland dafür einstehen müssen, dass das antike Hellas vor 2.500 Jahren Sklaven von der Schwarzmeerküste, aus Syrien und Kleinasien importierte? Und wer sollte dafür entschädigt werden? Die heute dort existierenden Staaten haben mit jenen Opfern weder ethnisch noch kulturell irgendetwas zu tun.

Routinemäßig behandeln Standardwerke die Sklaverei in der griechischen und römischen Antike, streifen das europäische Mittelalter, erwähnen den islamischen Raum, um sich auf den Aufschwung der Sklaverei im Zeitalter der europäischen Übersee-Expansion und auf den transatlantischen Sklavenhandel zu konzentrieren.

Im Fokus liegt Schwarzafrika und der Transport von Millionen versklavten Afrikanern in die von Spaniern, Portugiesen, Engländern, Holländern und Franzosen angelegten Kolonien in der Neuen Welt.

### **Islamische Sklaverei übergangen**

In den Bergwerken und vor allem auf den Plantagen Nordostbrasilien, der Karibik, und den späteren Südstaaten der USA produzierten diese Sklaven riesige Reichtümer. Nicht die Europäer versklavten diese Menschen; das besorgten afrikanische und arabische Sklavenjäger.

Indes, auch Delacampes Werk übergeht die islamische Sklaverei, erwähnt bloß den arabischen Sklavenhandel durch die Sahara. Je besser dieser erforscht wird, desto mehr relativiert sich der transatlantische Sklaventransport: Die Europäer importierten binnen 350 Jahren über 11 Millionen Versklavte nach Amerika; der Import in die moslemische Welt betrug allein von 650 bis 1600 etwa 7,2 Millionen; andere schätzen die Gesamtzahl auf 14 Millionen, wieder andere auf rund 11,5 Millionen.

Die islamische Welt hat demnach mindestens ebenso viele versklavte Schwarzafrikaner importiert wie der amerikanische Kontinent. Falls ein Fünftel der Versklavten auf dem Transport - über den Atlantik oder durch die Sahara - starb, dann kosteten die Sklavenjagd und der Sklavenhandel innerhalb von 1250 Jahren den schwarzafrikanischen Subkontinent mehr als 40 Millionen Menschen.

### **Fatale demografische Auswirkungen**

Ein beständiger und gewaltsamer Eingriff dieses Ausmaßes in die Demographie hat fatale Auswirkungen. Sklavistische Systeme sind angewiesen auf die Dauerzufuhr von versklavten Menschen; sie destabilisieren die Regionen, aus denen die Sklaven stammen, denn ihre Nachfrage heizt jene endemischen Kriege an, welche geführt werden, um Sklaven zu machen.

Solche Kriege sind - wie Aristoteles gesehen hat - keine „normalen“ Kriege. Sie gehen nicht um Territorien oder um Ruhm, sondern um die Menschen selber, sie vernichten ganze politische Einheiten und streifen tendenziell den Genozid.

Sie blockieren oder deformieren die ökonomische, kulturelle und staatliche Entwicklung weiter Gebiete.

### **Der Hauptlieferant**

Warum ist ausgerechnet Schwarzafrika zum Hauptopfer der Sklaverei geworden? In der griechisch-römischen Antike war diese Region als Sklavenlieferant bedeutungslos. Es sind die islamischen Eroberungen des 7. und 8. Jahrhunderts, die in einem hohen Tempo einen riesigen geographischen Raum entstehen ließen, der von großen Mengen von Sklaven abhängig war.

Je mehr der islamische Herrschaftsraum expandierte, desto mehr wurde Schwarzafrika zum Hauptlieferanten von Sklaven und so langfristig zum Hauptopfer der globalen Sklaverei.

Die Besonderheit der europäischen Kolonialsklaverei ist eine andere. Erst in welthistorischer Perspektive tritt sie hervor: das von Spaniern, Portugiesen, Holländern, Engländern und Franzosen etablierte Weltsystem installierte in der kolonialen Peripherie eine sklavistische Produktionsweise mit enormer Konzentration von Sklavenmassen, hingegen hielt es die Mutterländer so gut wie sklavenfrei, von Italien und Portugal abgesehen.

Diese geographische und politische Auslagerung der extremsten Unfreiheit verstärkte den republikanischen Freiheitsbegriff, der sich aus der Abgrenzung gegen den Sklavenstatus definierte und machte abolitionistische Vorstellungen plausibel („Sklaverei ist unnötig und verdammenswert“). Es ist kein Zufall, dass nur die europäische Kultur einen Abolitionismus entwickelte.

Auch hierbei ist die historische Wahrheit gegen die „political correctness“ zu verteidigen: Delacampe behauptet, alle drei monotheistischen Religionen hätten sich zur Sklaverei in gleicher Weise verhalten.

Doch weder im Islam noch im Judentum entstand jemals ein Diskurs zur Abschaffung der Sklaverei. Das geschah einzig innerhalb des Christentums - und zwar getragen von Minderheiten gegen die herrschenden Kirchen.

Östliche Kirchenväter (Eustathios, Gregor von Nyssa, Johannes Chrysostomos) vertraten seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. entschieden abolitionistische Positionen.

Der zäheste und erfolgreichste Abolitionismus der Moderne verdankte seine Entstehung und seine Kraft nordamerikanischen Freikirchen; er führte jenen langen, erbitterten Kampf gegen das Plantagensystem, das bis zum Schluss hochprofitabel war und expandierte.

### **Einmalige Leistung**

Den Abolitionismus zu leugnen, heißt die größte politische Leistung der westlichen Kultur (neben der Entwicklung der repräsentativen Demokratie) zu leugnen, und heißt, das Andenken jener 360.000 amerikanischen Nordstaatler zu missachten, welche 1861-1865 im ersten „Kampf der Kulturen“ dafür starben, der Sklaverei eine Grenze und schließlich ein Ende zu setzen.

Kriege zur Selbstbefreiung gab es immer und überall; aber Opfer zu bringen zur Befreiung von Versklavten - aus politischen und moralischen Motiven - das war eine einmalige weltgeschichtliche Leistung, erbracht auf den amerikanischen Schlachtfeldern.

Vergessen wir nicht: es war der europäische Kolonialismus, der den Sklavenhandel fast gänzlich zum Erliegen brachte. Nur weil der Abolitionismus innerhalb der westlichen Kultur enorme Anstrengungen unternahm und schließlich obsiegte, ist die Sklaverei überhaupt zu einem menschenrechtlichen Thema geworden.

Denn weder im Koran, noch in der Bibel, noch in der Tora, noch in sonst einem heiligen Buch ist die Sklaverei ein Verbrechen; einzig ein an modernen westlichen Werten orientierter Universalismus macht sie dazu.

Wer die Sklaverei anklagt, ohne den politischen Universalismus westlicher Prägung zu akzeptieren, heuchelt.

An der nicht beendeten Diskussion über die Sklaverei hat die Menschheit eine einmalige Chance. Hier könnte ein diachroner Universalismus entstehen, welcher die Menschheit nicht nur in ihrer globalen Synchronität umfasst, sondern sie auch noch in die Tiefe der Vergangenheit überspannt: die Sklaverei bleibt Unrecht, obwohl vor Jahrhunderten weder die Sieger noch die Besiegten darin ein Unrecht sahen.

Die moralischen und politischen Forderungen dieses Universalismus sind kategorisch; sie gelten über alle kulturellen und religiösen Grenzen hinweg, sie brechen die Ansprüche auf kulturelle Besonderheit („unsere Kultur erlaubt das“) auf. Der globalisierten Ausbeutung mit neuen und alten Formen von Versklavung setzen sie eine eindeutige Grenze, die einzuhalten und durchzusetzen wir alle aufgerufen sind.

## Zwischen Sklaverei und christlicher Ethnogenese

Von Rainer Alsheimer

*Die vorkoloniale Missionierung der Ewe in Westafrika 1847- ca. 1890*, Waxmann, Münster 2007, 299 Seiten, ISBN : 978-3-8309-1764-9, € 25,60.

### Buchbesprechung von Wilfried Wagner

Alsheimers Untersuchung ist in mehrfacher Hinsicht ein bemerkenswerter Beitrag zur Diskussion um den Grenzbereich von christlicher Missionierung und europäischer Kolonialgeschichte sowie deren quellenmäßigen Überlieferung. Der Titel lässt bereits vermuten, dass Versklavung und Sklavenhandel im beginnenden Zeitalter der Antisklavereibewegung für die christlichen Missionsbestrebungen in Europa eine ideologische Standortbestimmung erforderte, aber vor Ort Verstrickungen in dynamische gesellschaftliche Verhältnisse mit sich brachte. Der Untertitel grenzt Raum und Zeit ein. Wenn es etwas vage „- ca. 1890“ heißt, so hängt das damit zusammen, dass mit diesem Buch ein Teilergebnis des von der Volkswagenstiftung an der Universität Bremen geförderten Forschungsprojektes „Transkulturationen. Eine Mikrogeschichte der Norddeutschen Mission 1847 - 1939“ vorgelegt wird. Besser nachgelegt, denn von Alsheimer werden 11 und von der Doktorandin Sawitzki 4 weitere Titel - zum Teil in Vorbereitung - genannt, abgesehen von Mitverfasserschaften.

Das sich abzeichnende Ergebnis des Projektes bedeutet einen Glücksfall. Vermutlich nur mit der engen Vernetzung des kleinräumigen Wissenschaftsstandortes Bremen und dem gewandten Umgang damit, ist es zu erklären, das sich viele verkürzte Wege kreuzten. Zunächst zu den Beständen der Norddeutschen Mission: Wie alle ehemaligen Missionsgesellschaften und deren Nachfolgerinnen ist auch die Norddeutsche mit Sitz in Bremen geschlagen mehr den gesegnet mit ihrem Archiv und ihrer Fotosammlung. Letztere tauchte teilweise erst bei einem Umzug auf- Die vergleichsweisen großen Gesellschaften wie Berlin, Basel und Barmen (Wuppertal) tun sich schwer, das Erbe der Mütter und Väter vor dem Zerfall zu sichern und aufgearbeitet der Forschung zugänglich zu machen. Die Bremer deponierten schon 1975 ihre Quellenbestände im Staatsarchiv und übereigneten sie sowie die Fotosammlung nach der elektronisch gestützten Archivierung endgültig dem Land Bremen.

Dazu mag beigetragen haben, dass das Erkenntnisinteresse heutiger Benutzer ein profanes ist und weniger der Erbauung und Belehrung dient, vielleicht einem Befreiungsschlagschlag der Erben gleich kommt. Ein Missionsmuseum braucht nicht umsorgt zu werden, da Ethnologika und andere Mitbringsel stets dem heutigen Übersee-Museum geschenkt worden waren. Bleibt noch zu erwähnen, dass dem Forschungsantrag an die Volkswagenstiftung ein Projekt forschenden Lernens des akademischen Direktors und Hochschuldozenten Dr. Rainer Alsheimer während des Sommersemesters 2000 mit fortgeschrittenen Studierenden im Masterstudiengang Kulturwissenschaft der Universität Bremen vorausging. Vermutlich dürfte eine Evaluation des Gesamtprojektes lohnend sein.

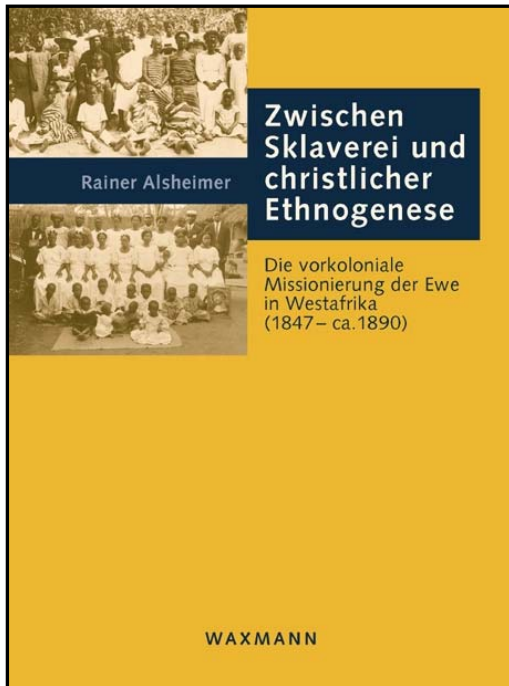
Alsheimer und sein Team übernehmen die Periodisierung die in ihren Quellen enthalten ist und interpretieren sie neu:

- 1847 - 1884 „Zeit der Not und Leiden [Mission als Prüfung]“ / Vorkolonialismus; vor der Gründung einer Deutschen Kolonie in Westafrika,
- 1884 - 1914 „Auftauphase und Blüte“ / Kolonialzeit; Zeit der Mission im „Schutzgebiet Deutsch-Togoland“.
- 1914-1939 Abbau, Vertreibung und Verlust / Zeit der Duldung und zweimaligen Ausweisung durch die englische bzw. französische Kolonialmacht.

Das vorliegende Buch befasst sich mit der Entstehung der Ewe-Kirche in der Vorkolonialen Zeit. Nach Einführung und Vorgeschichte werden die vier „Freistätten“ vorgestellt. Gefolgt von einer Systematik nach den Tätigkeiten und Aufgaben der Beteiligten „weißen“ und „schwarzen“ auf der Missionsstation bis zur Unterbrechung durch den Aschantikrieg, 1867 -



1874. Daran schließt sich ein Rückblick auf den „Sklavenverkauf“ an, p. 59-64. Jener verhängnisvolle Zyklus ist bekannt, der mit dem Freikauf durch Sponsoren und Quasipaten in Bremen sowie der Taufe endete und damit begann, dass Einheimische und Halbwüchsige, von Sklavenfängern geraubt und entführt, den Missionaren durch Mittelmännern angeboten wurden. „Die erste größere Gruppe von Schülern und späteren Christen wurde von den Missionaren im wörtlichen Sinne eingehandelt. Zuweilen gewinnt man den Eindruck, dass die Kinder gezielt geraubt wurden und dass mit dem Angebot der NMG, Sklavenkinder aufzukaufen, sich im Umkreis der Missionsstation für einige Zeit ein zuverlässiger neuer Markt für



die Sklavenkäufer eröffnete" p. 59. Schon Usdorf und vor allem Sebald beschrieben dieses Phänomen. Alsheimers „Eindruck“ entstand unter anderem nach der Lektüre der eigens ins Deutsche übersetzten ursprünglich in Ewe mit lateinischen Buchstaben verschriftlichen Aussagen der ersten Schüler. Alsheimers Buch gibt Afrikanern ein Gesicht und ihre Geburtsnamen zurück. Allerdings zielt es nicht ab auf politisch korrekte Betroffenheit des Lesers. Vielmehr folgen zwei getrennt Kapitel mit Biographien von nunmehr erwachsenen Ewe Frauen und Männern, die auf Missionsland umgesiedelt wurden. Diese biographischen Rekonstruktionen unter reichlicher Verwendung von gezielt ausgewählten Missionsquellen ergeben zusammen mit den Ergänzungen des strukturellen und zeitgeschichtlichen Kontexts eine dichte Beschreibung. In den Berichten der Missionare nach Bremen sowie in den Stationschroniken werden immer wieder Selbstaussagen von Einheimischen wiedergegeben, allerdings nach Auswahl der Missionare und in

deren Paraphrasierungen. Eingestreute zeitgenössische Fotos erhöhen die Anschaulichkeit der Präsentation. Allerdings wäre es wünschenswert, wenn die Bildunterschriften deutlich als Original bzw. als bearbeitet gegengezeichnet würden. Das Entstehungsjahr und der Ort mögen über die Archivierungsnummern der Staatsarchivierung identifizierbar sein, würden aber im Text - wie Abb. 65 - zum Gewinn. Die autobiographischen Zeugnisse aus zweiter Hand und ihre Kategorisierung durch das Forschungsteam rechtfertigen die Selbsteinschätzung, wonach die afrikanische Seite - hier die Herausbildung der Ewe als Ethnie - erhellt werden soll. Sie sind der „Hauptblock dieses Buches“ p. 82. Zwar bleiben die Eweer stumm, die von der Missionierung nicht angesprochen bzw. nicht zitiert wurden. Ein flächendeckender Systemwechsel ging ja nicht vor sich. Deshalb sind die Biographien der „Grenzgänger“ p. 172-205, besonders aufschlussreich. Ihr Pendeln zwischen Missionsstation - und deren Verdienstmöglichkeiten - sowie den dependenzartigen Dörfern und den „heidnischen“ Siedlungsgebieten erhellt exemplarisch die Räume zwischen den Kulturen. Alzheimer spricht an anderer Stelle von „hybriden Lebensräumen“, die schon vor dem Kolonialismus entstanden.

Den zweiten Schwerpunkt der Untersuchung bildet der Komplex von Religion und Nation. Das europäische Konzept von „traditionellen afrikanischen“ Religionen auch als „Animismus“ - korrespondierend mit „primitiv“ - wird als Erkenntnisweg verworfen nach Mtibi; weil die individuellen Bezüge des Menschen zur Religion verloren gehen und gegenüber den Ergebnissen der historischen Mikroforschung oder ethnologischen Feldforschungen unbefriedigend bleiben. Entsprechend ist von „traditionellen“ Religionen der Ewe, also im Plural die Rede. Werden jedoch die Beschreibungen verglichen und Begriffe wie „supreme Deity“, p. 202, aus dem jeweiligen Kontext herausgelöst, ergeben sie Wörterlisten ohne Vorstellungen der Ewe in vormissionarischer Zeit. Sie enthalten europäische Such- und Strukturierungsstrategien aus viel späterer Zeit, die zurück projiziert werden. Großen Raum nimmt das religionsethnologische Werk des Missionars Jacob Spieth ein, 1906, 1911. Dieser identifiziert 14 Ewestämme, von denen er den „Ho-Stamm“ - sein eigenes Missionsgebiet - besonders detailliert



und am umfangreichsten beschreibt. Er arbeitet mit „Gewährsleuten“. Die Rezeption Spieth's ebenso wie das Werk selbst und den heutigen Forschungsstand beleuchtet der Verfasser quellenkritisch. Er geht davon aus, „dass die Kolonial- Religionen nicht nur vorgefundenes veränderten und prägten, sondern ihrerseits mit den vorgefundenen Religionen in Westafrika [neue Symbiosen] traten, die zu veränderten Kulturformen führten“, p. 231. 1850 begonnen, fiel die christliche Mission in eine auslaufende Migrationbewegung aus dem Inneren seit dem 15. Jahrhundert zur Küste. Interne Kämpfe flauten mit dem Eintreffen der Bremer Missionare ab; noch einmal unterbrochen vom Ashanti-Krieg, 1967-1974.

Nach diesen quellenkritischen Abklärungen und Entscheidungen anhand der Sekundärliteratur folgt das umfangreiche Kapitel „Ewe-Protestantismus. Eine vermischte „Stammesregion“, p. 231-248. Die frühen Bremer Missionare machten die so genannten „Fetischpriester“ als ihre Hauptgegner aus, zumal sie das europäische Konzept des „Fetischismus“ als Maßstab anwendeten. Dies, sowie die „Umpflanzungen“ von Ewe-Wörtern in biblischen Kontext - bis auf das Lehnwort Jesus Christus - bieten bis auf den heutigen Tag Raum für Thesen, wobei der Verfasser am Beispiel der Trinität auf einen neuen Aufsatz Oloukpona - Yinnons verweist. Danach erhöhten sich die einheimischen Geistlichen durch Selbstbezeichnungen wie Osölö, das sie auf die weißen Missionare ausdehnten, nicht umgekehrt, um Standes- und machtpolitische Ziele gegenüber der indigenen Bevölkerung durchzuziehen als „christliche Chiefs“, 237, Wieder erarbeitet der Verfasser mit reichem biographischem Material, das anschaulich präsentiert wird. Es kann auch umgekehrt formuliert werden: die skrupelvollen Rekonstruktionen einzelner Lebensläufe lassen sich zu Tendenzen und Strukturansätzen zusammenfassen. Verglichen mit afrikanisch-traditionellen Religionen der Sklavenküste bilden die protestantisch-christlichen der Ewe in der Vorkolonialzeit eine tolerante Variante des Protestantismus, nach Alsheimer.

Schließlich öffnet er in dem Kapitel „Rites de Passage“, p. 248-267 ein neues Fenster. Übergangsphasen in der Biographie eines Menschen - nach dem Schweizer Ethnologen und Volkskundler Arnold van Gennep, 1909 - wie Taufe, Konfirmation, Abendmahl, Trauung, Familienleben, Ehe und Begräbnis wurden als Feste innerhalb der Gemeinde nach einer Gemeindeordnung von 1876 geregelt. Der Text der Ordnung und die Wirklichkeit des Gemeindelebens fallen immer wieder auseinander, was improvisierte Auslegungen nach sich zieht, wozu viele Beispiele genannt werden. Dabei geht es nicht nur um Fallentscheidungen, sondern auch um die Einübung von Tugenden eines bürgerlichen Lebens wie „Verfleißigung“. Auch eine „christliche Erbfolge“ wird angestrebt.

In der Zusammenfassung „Nation, Sprache und Kultur“, p. 268 - bis 272 betont der Verfasser Parallelen zwischen der Ethnogenese der Ewe und der Deutschen Nationbildung im 19. Jahrhundert. Der Deutsche Protestantismus lutherischer Prägung treibt beide voran: „die nationalistischen Akteure in der europäischen Metropole Berlin und die missionarischen Pioniere in Westafrika fühlten sich als Vertreter ihrer Zeit dazu berufen, bei der deutschen Nationbildung mitzuwirken jeder an seinem Ort“. Der „preußische Kulturkampf wird ab 1882 exportiert. Durch Verschriftlichung der Küstensprache der Ewe - zunächst nach Luthers Vorbild - zur Bibelübersetzung - dann aber auch zur Vervielfältigung von Gebrauchs- und Verkündigungsliteratur und als Gottesdienst- und Schulsprache entsteht durch Vermischung von Semantiken und unterschiedlichen Narrationen und Sprachen eine Hybridisierung der Sprache. Beides, die so geschaffene Ewe-Sprache, wie die protestantische Ewe-Religion machen die Menschen sich zu Eigen und bilden ihre Identität aus unter Einbeziehung der eigenen Geschichten und Traditionen. „Der Prozess der Schöpfung einer Ewe-Kultur wurde angestoßen und wurde markant gefördert durch die fremde missionarische Kultur der NMG und besonders deren wirtschaftliche Kraft, die zu einer Binnenmigration einschließlich Einhandeins von Sklaven führte“, p. 271.

Bleiben als Beiträge einzelner Missionare zur Herausbildung einer Ewe-Identität noch zu erwähnen, die erste Kartografie eines Ewe-Ländes 1869 durch Hornberger und die „volkskundliche“, Definition Spieth's 1906. Während die Deutsche Kolonialverwaltung weiterhin Mundarten und eigene traditionelle Rituale respektierte, sahen die nachfolgenden britischen und französischen Kolonialherren keinen Grund für ethnische Differenzierung.

Abschließend folgt ein Literaturverzeichnis mit der jeweils vollständigen Titelaufnahme, einer Aufzählung der benutzten Archivalien, das sich wie ein Vorlageverzeichnis des Bremer Staatsarchivs ausnimmt, den innerhalb des eingangs erwähnten Projektes erarbeiteten Dokumentations-Dateien im Staatsarchiv sowie im Anhang das Inhaltsverzeichnis von Spieth und Namenstabellen mit Übersetzungen. Hervorheben möchte ich die reichhaltigen Fußnoten, die auf der zugehörigen Seite den Lesekomfort erhöhen.

Das eher schmale Buch von 272 Seiten gestattet den Einblick in ein mehrjähriges Forschungsprojekt. Dessen Thema bildet die Konfrontation von Bewohnern der Sklavenküste mit dem sich ankündigenden Zeitalter des Westeuropäischen Imperialismus. Ohne die Entwicklung voraussehen zu können, gründen - noch vor der deutschen Reichseinigung und dem Kolonialerwerb - protestantische Missionare der Norddeutschen Mission zunächst vier Stationen. Von hier aus fördern sie die Verschmelzung vermeidlich althergebrachter religiöser Rituale mit dem protestantischen Christentum zu einer Ewe-Stammeskirche. Die hingebungsvolle Erarbeitung einer Schriftsprache, sowie der Aufbau eines Schul- und Gesundheitssystems stehen neben dem naiven Einstieg in den Sklavenkauf. Bei knapper Skizzierung der Makroebene rekonstruiert Alsheimer die Mikroebene aus den biografischen Zeugnissen von betroffenen einheimischen Männern und Frauen in ihrer wechselseitigen Begegnung mit den Missionaren und ihren Lebensentwürfen. Dieser Werkstattbericht verweist zugleich auf ein Gegenstück: Die bald fertig gestellte Dissertation über die Lernprozesse der Missionare. Zusammen mit schon erschienener unselbstständiger Literatur ergibt sich ein ebenso respektvoller wie profaner Blick auf die vorkoloniale, protestantische Missionierung der Ewe in Westafrika zwischen 1847 und etwa 1890 sowie auf deren Spuren.

## **Noch nie gab es so viele Sklaven wie heute**

*Von Elisalex Clary*

*Welt Online vom 21.11.2008*

**In Haiti kostet ein Mädchen 50 Dollar, in Indien leben Schuldknechte in dritter Generation. Der amerikanische Journalist E. Benjamin Skinner recherchierte fünf Jahre lang im weltweiten Sklavenmarkt. WELT ONLINE sprach mit ihm über menschenverachtende Sklavenhändler und generationenübergreifende Grausamkeiten.**

WELT ONLINE: Der portugiesische Fußballspieler Cristiano Ronaldo hat diesen Sommer gesagt: „Ich bin ein moderner Sklave.“ Sehen Sie das auch so?

E. Benjamin Skinner: Wie viel verdient der Mann bei Manchester United? So 25.000 Dollar die Woche, nicht?

WELT ONLINE: Angeblich ist es fast das Achtfache.

Skinner: Ich bin dafür, dass jeder das Recht hat, auch dumme Sachen zu sagen. Aber der lockere Umgang mit dem Begriff verharmlost das Leid von Millionen Menschen. Ich spreche nicht nur von unterbezahlten, ausgebeuteten Arbeitskräften. Ich spreche von Sklaven.

WELT ONLINE: Und Sie meinen??

Skinner: Menschen, die durch Täuschung und Androhung von Gewalt zur Arbeit gezwungen werden und nur das erhalten, was sie zum Überleben benötigen.

WELT ONLINE: Wie viele Menschen werden nicht bloß metaphorisch versklavt?

Skinner: Glaubwürdige Schätzungen beginnen bei zwölf Millionen, diese Zahl stammt aus einem Zwangsarbeitsbericht der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO). Andere renommierte Experten gehen von bis zu 27 Millionen aus. Aber eines steht fest: Es hat noch nie so viele Sklaven in der Geschichte gegeben.

WELT ONLINE: Das sind die absoluten Zahlen?

Skinner: Ja, man muss auch sagen: Der Anteil der Sklaven an der Weltbevölkerung ist geringer denn je. Aber generell sollte man vorsichtig mit den Zahlen sein. Die Regierung in Delhi etwa schätzt die Zahl der Sklaven in Indien offiziell auf 200.000, dabei spricht allein der Bundesstaat Tamil Nadu von zwei Millionen. Die glaubwürdigsten Statistiken für Indien beginnen bei zehn Millionen.

WELT ONLINE: Zu welcher Arbeit werden diese Menschen gezwungen?

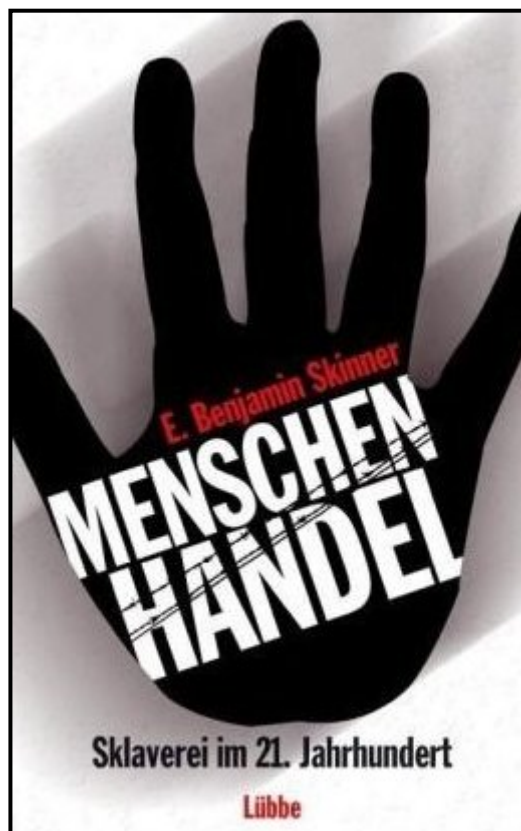
Skinner: Ganz unterschiedlich. Oft ist es Hausarbeit oder Sex wie bei den Kindersklaven in Haiti oder den versklavten Minderheiten im Sudan. Ganz besonders groß ist das Problem in Indien. Dort geht es um Menschen in erblicher Schuldknechtschaft – wie Gonoo, den ich in einem Steinbruch traf. Er und seine Familie zerschlagen dort 14 Stunden am Tag Steine zu Kies und Sand. Sein Großvater hat einen Kredit von 62 US-Cent aufgenommen, um die Mitgift seiner Mutter zu bezahlen. Drei Generationen und drei Besitzer später lebt die Familie immer noch in Sklaverei. Die Schuldknechtschaft ist seit 1976 zwar illegal in Indien, aber ich war schockiert, wie präsent sie noch ist. In Uttar Pradesh oder Bihar gibt es ganze Dörfer, die nur aus Sklaven bestehen.

WELT ONLINE: Seit Ende des Ersten Weltkriegs wurden zahlreiche Verträge und Resolutionen zur Abschaffung der Sklaverei unterzeichnet, darunter 1948 die Erklärung der Menschenrechte. Vor 27 Jahren hat Mauretanien als letzter Staat der Welt die Sklaverei verboten. Waren all die Dokumente bloß Papierverschwendung?

Skinner: Nein. Gesetze sind wichtig. Sie beschreiben die Pflicht der Regierungen. Aber wir können uns nicht darauf verlassen. Zuverlässige Demokratien wie die USA oder Deutschland müssen Druck machen, dass sie auch umgesetzt werden. Unternehmen müssen dafür sorgen, dass es keine Produkte aus Sklavenarbeit in ihrer Lieferkette gibt. Und alle sollten Vertreter der Zivilgesellschaft unterstützen, deren Hilfsprogramme für Sklaven sich bereits bewährt haben.

WELT ONLINE: Zum Beispiel?

"Noch nie gab es so viele Sklaven wie heute" Skinner: Organisationen wie „Free The Slaves“. Mit Partnern vor Ort versucht diese NGO, Sklaven nicht nur zu befreien, sondern auch zu rehabilitieren. Sie klären die Befreiten über ihre Rechte auf und verschaffen ihnen Zugang zu einer Umschulung oder seriösen Krediten, damit sie sich eine neue Existenz aufbauen können. In Indien sichern sie sich oft die Rechte an den Pachtverträgen (lease) von Schuldknechten. Ein Mensch wie Gonoo bekommt damit die Wahl, ob er den Steinbruch verlässt oder dort weiter arbeitet - mit dem Unterschied, dass er die Früchte seiner Arbeit behalten kann.



WELT ONLINE: Wer war der erste Sklave, den Sie getroffen haben?

Skinner: Er hieß Moctar, ein ehemaliger Sklave aus Mauretanien. Vor 15 Jahren ist er geflohen, erst in den Senegal, dann weiter nach Libyen, wo er Medizin studierte. Ich traf ihn in New York, er leitet mittlerweile eine Anti-Sklaverei-Organisation. Eine beeindruckende Persönlichkeit: Seine Menschlichkeit war ihm entrissen worden, und trotzdem gelang ihm die Flucht, er schaffte es sogar, ein neues Leben aufzubauen und für die Freiheit anderer zu kämpfen. Seine ruhige Entschlossenheit zu kämpfen erinnerte mich an Frederick Douglass?

WELT ONLINE: ?den berühmten US-Sklaven und Abolitionisten.

Skinner: Ja. Moctar machte mir klar, wie hart die Sklaverei einen Menschen trifft und was für eine Herausforderung es bedeutet, sich davon zu erholen. Gandhi sagte einmal: „In dem Moment, in dem ein Sklave beschließt, kein Sklave mehr zu sein, springen seine Ketten.“ Ich glaube: Für Millionen Sklaven ist es nicht ganz so leicht.

WELT ONLINE: Was ist so schwer am Freiwerden?

Skinner: Nehmen Sie Gonoo aus dem indischen Steinbruch. Kurz bevor ich ihm begegnete, hatte sich sein Herr aus dem Staub gemacht, er wurde wegen Mordes gesucht. Ich fragte Gonoo: Warum fliehst du nicht? Und er antwortete: Wohin soll ich gehen? Was soll ich essen? Ich war mein ganzes Leben lang ein Sklave, und so wird es auch bei meinen Kindern sein. Amerikanische Überlebende der Sklaverei haben Anfang des 20. Jahrhunderts Ähnliches erzählt: Als ihnen die Yankees sagten „Ihr seid alle frei!“ hatten sie keine Ahnung, was das bedeutet. Sie gehörten zur zweiten oder dritten Plantagengeneration. Ihre Identität war ausradiert worden. Sie hatten keine Vorstellung, wie sie alleine leben sollten. Sie hatten keine Ausbildung, keinen Zugang zu Krediten, kein Bewusstsein für ihre Rechte und für diese nur wenig Schutz.

WELT ONLINE: Wie unterscheiden sich moderne Sklaven von denen der Vergangenheit?

Skinner: Seit Sklaverei überall offiziell verboten ist, ist das Element der Täuschung dazugekommen: Menschenhändler versprechen eine bessere Zukunft in der Stadt oder im westlichen Ausland, Wucherer verlangen astronomische Zinsen für winzige Kredite.

WELT ONLINE: Wie viel kostet ein Sklave?

Skinner: In dieser Hinsicht hat sich viel verändert. Im Jahr 1850 konnte man einen gesunden Mann für umgerechnet 30.000 bis 40.000 Dollar kaufen. Und auch wenn ich das Verbrechen der Sklaverei im 19. Jahrhundert nicht verharmlosen will, würde ich daraus schließen: Damals betrachteten die Halter ihre Sklaven als wertvolle Investition. Heute werden sie wie Wegwerfware behandelt. Im Jahr 2005 hätte ich in Haiti, drei Flugstunden von New York entfernt, ein kleines Mädchen für etwa 50 Dollar kaufen können. Sie wurde mir explizit für häusliche und sexuelle Dienste angeboten.

WELT ONLINE: Und was haben Sie gemacht?

Skinner: Ich habe sie nicht gekauft. Ich hatte den festen Vorsatz, nie für menschliches Leben zu zahlen. Im Südsudan war ich dabei, wie eine Gruppe von evangelikalen Christen, Christian Solidarity International (CSI), im großen Stil angebliche Sklaven freikaufte. Und spätestens seitdem halte ich das für eine sehr fragwürdige Methode.

WELT ONLINE: Warum?

Skinner: Ich bin überzeugt, dass Sklavenfreikäufe den Handel zusätzlich ankurbeln. Im Sudan waren die Umstände besonders problematisch: Die Freikäufe wurden über eine der Kriegsparteien im Sudan abgewickelt, der südsudanesischen Miliz SPLM. Im Laufe von acht Jahren hat CSI angeblich 87.000 Sklaven freigekauft und dafür drei Millionen Dollar Spendengelder gezahlt. Das war 2003 die größte Einnahmequelle für die SPLM, und währenddessen liefen im Land Friedensverhandlungen! Das Geld hätte genutzt werden können, um den Wohlstand der betroffenen Minderheiten für ein Jahrzehnt zu sichern und sie damit gegen die Sklaverei zu immunisieren. Stattdessen wurde damit der Bürgerkrieg finanziert. Das Absurdeste an der Geschichte: Die Befreier aus der Schweiz hatten kaum einen Überblick über die tatsächlichen Sklavenzahlen im Land, ihre Angaben bekamen sie von der SPLM selbst.

WELT ONLINE: Waren Sie nie versucht, jemanden aus der Sklaverei zu kaufen?

Skinner: Doch, natürlich. Ich muss oft an eine junge Frau in einem Bukarester Bordell denken. Jemand hatte versucht, die Zeichen des Downsyndroms in ihrem Gesicht zu überschminken, aber sie weinte so sehr, dass ihr die Wimperntusche in Bächen die Wangen hinunterlief. Am Arm hatte sie Schnittwunden, einige waren gerade erst vernarbt. Sie muss

mehrmals versucht haben, sich umzubringen, um den täglichen Vergewaltigungen zu entgehen. Sechs bis zehn Euro kassiert ihr Zuhälter jeweils dafür. Ich hätte sie kaufen können, im Austausch gegen einen Gebrauchtwagen, keine drei Flugstunden von hier entfernt.

WELT ONLINE: Was haben Sie getan?

Skinner: Ich bin zur Polizei gegangen und habe den Fall angezeigt. Aber der Beamte sagte nur: „Das sind die Roma, die haben anderes Blut und andere Gesetze. Wir haben keinen Roma in unseren Menschenhandel-Taskforces, der diese Gruppe infiltrieren könnte.“ Ich habe es auch über unser Außenministerium versucht, aber es ist nicht genug passiert. Die EU müsste auf Rumänien wieder so viel Druck ausüben wie vor der Aufnahme.

WELT ONLINE: Hatte die EU-Mitgliedschaft überhaupt eine Auswirkung auf das Schicksal dieser Frau?

Skinner: Schwer zu sagen. Ich habe vor ein paar Monaten bei der Polizei nachgefragt, aber nichts gehört. Ihr Schicksal verfolgt mich.

WELT ONLINE: In Haiti haben Sie einmal die beobachtende Rolle des Reporters verlassen.

Skinner: Es war ein besonderer Fall. Anstatt dieses Mädchen für 50 Dollar zu kaufen, beschloss ich, mir anzusehen, wo diese Kinder herkommen und wie sie in die Hände von Menschenhändlern geraten. Ich fuhr in ein sehr abgelegenes Bergdorf namens Brésilienne. Fast alle Familien hatten mindestens eines ihrer Kinder einem Fremden überlassen.

WELT ONLINE: Warum tun Eltern das?

Skinner: Es ist eine teuflische Entscheidung, vor der diese Menschen stehen. Wir im Westen können leicht sagen: Gib mir Freiheit oder gib mir den Tod. Ein hübsches Prinzip, aber es funktioniert nicht mehr ganz, wenn es um dein Kind geht. Um die Frage: Soll ich dabei zusehen, wie es an Hunger oder einer Krankheit stirbt? Oder den Menschenhändlern glauben, die versprechen, für regelmäßige Mahlzeiten und Schulbildung zu sorgen?

WELT ONLINE: Wie haben Sie sich da eingemischt?

Skinner: Eine Mutter sagte mir: Meine Tochter wird seit drei Jahren als Hausklavin in Port-au-Prince gehalten. Ich muss sie da rausholen. Ich begleitete sie in die Stadt, zu der Frau, die ihr Kind mitgenommen hatte und für sich schufte ließ. Als das Mädchen, Camsease, in Sicherheit war, versprach ich ihrer Mutter, für ihre Schulbildung aufzukommen. Es kostet 84 Dollar im Jahr. Das Entscheidende an diesem Fall ist: Es ist gar nicht so teuer, Menschen aus der Sklaverei zu befreien. Und es lohnt sich auch wirtschaftlich.

Skinner: Im weltweiten Durchschnitt kostet es etwa 400 Dollar, um Sklaven auf legalem Weg zu befreien und sie hinterher zwei bis vier Jahre zu begleiten. Wenn wir von 27 Millionen Sklaven ausgehen, wären das zehn bis elf Milliarden Dollar, das ist in etwa das, was Amerikaner pro Monat im Irak ausgeben. Und das Geld wäre gut angelegt: Experten schätzen, dass diese befreiten Sklaven, selbst wenn sie nach ihrer Erholung auf einem moderaten Armutsniveau von Tagesverdiensten in Höhe von zwei Dollar bleiben, als Konsumenten 22 bis 23 Milliarden Dollar zur globalen Wirtschaft beitragen würden.

WELT ONLINE: Sie haben auch mit Menschenhändlern und Sklavenhaltern gesprochen. Haben die versucht, sich zu verteidigen?

Skinner: Viele sagen ganz offen, dass es um viel Geld geht, aber manche versuchen es. Der Menschenhändler in Haiti erzählte mir etwa: „Ich hole diese Kinder aus verzweifelter Armut und verschaffe ihnen einen Platz in einer besser gestellten Familie.“ Aber im selben Atemzug fragte er mich, ob ich das Kind, das er mir für 50 Dollar verkaufen wollte, auch als Partnerin haben wollte. Und er meinte eine sexuelle Partnerschaft. Die humanitären Deckmäntelchen der Menschenhändler verrutschen schnell, wenn es ums Geschäft geht.

WELT ONLINE: Menschenhändler setzen weltweit 32 Milliarden Dollar pro Jahr um. Hatten Sie nie Angst, dass die unangenehm werden, wenn Sie die Händler derart anprangern?

Skinner: Doch. In der Türkei zum Beispiel. Ich hatte den Angestellten eines Flughafenreisebüros gefragt, wo ich eine Frau kaufen könne. Für 100 Dollar hatte er mich zu einem Mann geführt, der gerade wegen Menschenhandels im Gefängnis gesessen hatte. Als ich ihm gegenüberstand, war mir sofort klar: Er traut mir nicht. Der Gedanke, dass er jeden Moment eine Waffe ziehen und auf mich richten könnte, hat mir einen Schauer über den Rücken gejagt. Aber es ist nichts passiert. Am Ende der Verhandlung zeigte er mir die Marihuanaplanlage auf seinem Dach. Ich sagte: Ah, das war mein erster Job. Und meine erfundene kleinkriminelle Vergangenheit hat ihn beruhigt.

WELT ONLINE: Ihr Buch über die Sklaverei klingt an vielen Stellen wie eine Kampfschrift. Haben Sie den Abolitionisten bewusst nachgeeeifert?

Skinner: Ich sehe mich absolut in dieser Tradition. Meine Familie ist mit der „Mayflower“ nach Amerika gekommen. Es waren Quäker. Die glauben, dass in jedem Menschen ein Funke Gottes lebt. Sie kamen früh zu dem Schluss, dass Sklaverei eine Abscheulichkeit ist. Ich lernte in der Sonntagsschule der Quäker mehr über Frederick Douglass und Harriet Tubman als über Jesus und Moses. Aber erst, wenn man in diesem Bukarester Bordell steht und diese geistig behinderte Frau sieht, merkt man, wie wichtig es ist, dass man vom Kampf gegen die Sklaverei erzählt, damit diese Menschen nicht in Stille weiterleiden müssen.

WELT ONLINE: Die Geschichte Ihrer Heimat ist besonders eng mit der Sklaverei verbunden. Hat sich Amerika mit der Wahl von Barack Obama jetzt von seiner Erbsünde befreit?

Skinner: Ganz sicher nicht. Das war die Wahl eines Mannes, und sie steht für eine riesige Veränderung dessen, was Amerika für möglich hielt, aber unsere Probleme sind deshalb nicht kleiner geworden: die Spätfolgen der Sklaverei genauso wenig wie die Last, die sie in ihrer modernen Form darstellt. Wir haben in den Vereinigten Staaten mit die aggressivsten Gesetze gegen Sklaverei. Und trotzdem sind in der Stunde, die wir jetzt miteinander gesprochen haben, zwei neue Menschen versklavt worden.

WELT ONLINE: Was sollte Obama tun?

Skinner: Darüber könnte ich Stunden sprechen, aber die Kurzfassung lautet: Der Kampf gegen die Sklaverei muss Teil eines Kampfes werden, den Obama bereits versprochen hat, als er sagte: „Ich will unsere gemeinsame Sicherheit stärken, indem ich in unsere gemeinsame Menschlichkeit investiere.“ Er muss sein Versprechen nur noch halten.

*E. Benjamin Skinner, Menschenhandel. Sklaverei im 21. Jahrhundert (19,95 Euro), Lübbe*

## Links

- [Sklavenküste](#)
- [Ewe](#)
- [Yoruba](#)
- [Senegambien](#)
- [Abolitionismus](#)
- [Sklaventransport zu Schiff](#)
- [Egon Flaig](#)
- [Islam und Menschenrechte](#)